



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Naturalistische Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber sind sie die schöpferischen Pfadfinder und Wegweiser für die Fortbildung ihres Volkes. Den sittlichen Gedankenreichtum der Kellerschen Werke zum Gemeingut der Deutschen zu machen, wird die Aufgabe des Geschlechtes sein, das den siebenzigsten Geburtstag des Meisters in jungen Jahren miterlebt.

Wien

Moritz Necker



Naturalistische Litteratur



Wir werden vor dem Betreten eines Gesellschaftszimmers darauf vorbereitet, dort einem höchst gefährlichen und daher höchst interessanten Manne zu begegnen, der den festen Entschluß gefaßt habe und auch unfehlbar ausführen werde, alles Bestehende in Trümmer zu schlagen und dann eine ganz neue Ordnung einzuführen. In ängstlicher Erwartung nähern wir uns dem Furchtbaren und sind umso angenehmer überrascht, einen ganz gemüthlichen Herrn zu finden, der verständig über öffentliche Angelegenheiten spricht, ein gut deutsches Herz offenbart, mit der Gegenwart zwar vielfach unzufrieden ist, aber rückhaltslos anerkennt, was in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, und voll Vertrauen in die Zukunft blickt. Schon schwebt uns die Frage auf den Lippen, wie er denn zu seinem sonderbaren Rufe gekommen sei, als er sich plötzlich wie der komische Kauz in einer österreichischen oder bairischen Posse, dessen Leitmotiv die Drohung ist: „Wann i amal anfang', i fang' nit an, aber wann i amal anfang'!“, geberdet und gewaltige Tiraden losläßt — wie man zu sagen pflegt „gegen Gott und alle Welt“ —, dabei aber noch hinzufügt, daß die herrschende Unfreiheit nicht gestatte, rückhaltslos zu sprechen.

Das ungefähr ist der Eindruck, den wir von M. G. Conrad, bekanntlich einem Haupte der naturalistischen Schule, aus seinen beiden Büchern *Fantasio* und *Pumpanella* erhalten. Beide Bücher sind im Verlage von W. Friedrich in Leipzig erschienen und enthalten in bunter Reihenfolge Aufsätze über alles mögliche, die wohl ursprünglich in der von dem Verfasser „begründeten“ Monatschrift für Litteratur und Kunst „Die Gesellschaft“ erschienen sind, einer Zeitschrift, die sich nach dem Vorbilde einer bekannten Berliner Reklamenzeytung sechsmal unter einander ankündigt als „das einzige deutsche Blatt, welches u. s. w.“ z. B. „welches die weltbewegenden Probleme der Zeit — in Litteratur, Kunst und sozialem Leben — rückichtslos und ohne Zimperlichkeit bis in die letzten Konsequenzen behandelt.“

Vor etlichen Jahrzehnten verkündete einmal ein junger Mann, er sei gekommen, die in Heuchelei, Trägheit und Philisterhaftigkeit versunkene Welt zu retten, und malte aus, wie die „Freien“ sich benähmen: sie krämpften ohne Scheu und zum Entsetzen aller unfreien Geister bei schlechtem Wetter ihre Beinkleider auf, und was der kühnen Neuerungen mehr waren. Allgemeines Gelächter hielt ihn damals von der Fortsetzung seines Reformwerkes ab. Der Ärmste war zu früh gekommen! Heute würde sein Buch so viele Auflagen erleben, wie die berühmten „Konventionellen Lügen,“ und er hätte Herrn Conrad in der „Begründung eines einzigen Blattes, welches“ zuvorkommen können. Denn auch er sprach gelegentlich ganz gesunde Ansichten aus, die nicht neu waren, aber seinen gewöhnlichen Reden widersprachen; und auch er gebrauchte die Vorsicht, seine Reden verschiedenen Personen in den Mund zu legen oder sich selbst zu ironisiren, sodaß er nach Bequemlichkeit sich zu den Ansichten bekennen oder die Verantwortlichkeit für sie ablehnen konnte — genau wie Conrad. Man muß also bei Conrad darauf gefaßt sein, gründlich verhöhnt zu werden, wenn man irgend etwas in dem Buche als seine Meinung auffaßt, selbst wenn es von Männern mit „leuchtenden Stirnen“ (Fantasio S. 219), von „einem jungen, ebenso intelligent als energisch dreinsblickenden Redakteur mit echt germanischem Charakterkopf und blitzenden Augen“ (ebenda S. 89 f.) vorgebracht wird. Um dieser Gefahr so viel als möglich auszuweichen, zitiren wir hier einige Lesefrüchte und richten unsere Bemerkungen dazu an — wen Herr Conrad will.

Fantasio erklärt es S. 276 f. für „das Tragische im Jahrtausendleben des ungeheuern deutschen Michels, daß er bis auf den heutigen Tag kein vollkommen passendes Gefäß für seinen überströmenden geistigen und gemüthlichen Seeleninhalt finden durfte, daß ihm die politischen und gesellschaftlichen Stützen versagt blieben, die Riesenlast seines Genies zu tragen und der Welt gegenüber in imponirender Weise zur Geltung zu bringen. So bekam dieser fürchterlich begabte Michel allmählich eine heidenmässige Angst vor sich selber, und er wurde zeitweilig Lump, Affe, Philister u. s. w.“ Er vergaßte sich in das Fremde, und meinte es in seinem Hause und Leben „gar nimmer auszuhalten.“ „Aber der verfluchte Kerl hats doch aushalten müssen, und nachdem er sich tausend Jahre lang bald zu kurz oder zu lang, bald zu schwer oder zu leicht, bald zu heiß oder zu kalt für seine Verhältnisse gefunden, wird es ihm, wenn nicht alle Zeichen trügen, endlich vergönnt sein, in einem weiten und freien germanischen Weltreich das Haus zu besitzen, worin er sich mit seinem Eigenen befriedigend einrichten und ganz er selbst sein kann — ohne Lumpensinn, ohne Affentum, ohne Philisternmiserabilität.“ Ähnlich, aber etwas weniger „herrlich, dunkel zwar, aber wunderbar“ läßt sich Pamparella S. 122 vernehmen. „Wie viele brave Reichsbürger, die ein Herz haben für die Angelegenheiten und Sorgen ihrer Volksgenossen, mögen nicht nur bei der Jahreswende in einer ähnlichen

traumumfängenen Stimmung sein, wie der Glücklich-Unglückliche in der Jean-Paulschen Neujahrsnacht! Wohin sie ihr prüfendes Auge wenden, überall liegt ein grauer Schimmer zweifelhafter Erfolge auf den Bestrebungen der ehrlichsten Arbeiter am Ausbau des Reiches, überall die nämliche Zerfahrenheit im Ringen um die Hebung der arg gefährdeten Volkswohlfahrt, um Erhaltung des Friedens! Verfehlt, abgelebt, greisenhaft alles auf dem weiten kunterbunten Versuchsfelde des politischen Parteitreibens. O gieb uns unsre Jugend wieder, die junge Kraft, das junge Vertrauen! Und doch beruht er auf Täuschung, dieser verdrießliche Blick in unsre soziale und politische Welt. Denn die Jugend ist da und die Kraft, und es ist noch lange nicht aller Tage Abend im Reiche. Die Wahrheit ist, daß wir riesige Wandlungen durchgemacht [haben] in den letzten Jahren; daß der Boden, auf dem wir leben, völlig umgegraben worden ist, daß unser Altertum ein Neutum wird unter dem frischen Winde, der aus allen Himmelsgegenden bläst."

Schon früher hat Pamparella bemerkt, das Ideal einer rationellen Gesetzgebung werde bleiben, „in allen gesetzgeberischen Angelegenheiten darauf bedacht zu sein, die ärmere Partei der Menschheit so wenig als möglich zu behelligen, nicht das Übel zu strafen, sondern zu heilen, nicht die Symptome der Übelbefindung zu verbieten, sondern die Ursachen des Übelbefindens auszurotten, der sozialen Not mit den stärksten Mitteln abzuhelpen.“ Auch hat sie gefunden, daß bei Revolutionen „außer großen materiellen und moralischen Kräfteinbußen nichts Rechtes herauszukommen pflege,“ denn die blindwütende Volksleidenschaft sei eine sehr ungeeignete Beobachterin staats- und weltpolitischer Phänomene, und was sie bei solchen blutigen Zusammenstößen wirklich lerne, sei meist hinterher garnicht das Lehrsatz wert. Das sind nun zwar keine neuen Entdeckungen, aber solche Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden. Pamparella ist eine sehr verständige Dame.

Aber auf S. 250 kannegießert sie wie ein in der Wolle gefärbter Fortschrittsmann über den „Reichsbürger, dem heute mit seinem abgestempelten Unterthanenverstande so pudelwohl und genialisch (!) zu Mute ist,“ und S. 107 schämt sie sich nicht, eine solche Nichtsnutzigkeit nachzuplappern, man lobe nach glücklichen Schlachten die Lehrer als Siegbringer, „und die Feldherrn stecken die Dotationen in die Tasche.“

Ihr Zwillingbruder Fantasio ist wenigstens so vernünftig, seinen Unmut nur an denen auszulassen, die in dem Bewußtsein, weit vom Schuß zu sein, wieder einen fröhlichen Krieg herbeiwünschen. Doch verschiedene Herren in seiner Gesellschaft treiben eine ganz ähnliche Bierbankpolitik, jammern über „die Restchen Freiheit, die man uns noch gelassen,“ erklären unsre gesamte Kultur für „faul bis ins Mark“, machen glänzende Witze darüber, wie Bismarcks Politik den Stoff für ein Ballet abgeben könne, finden, daß das deutsche Volk gar keine Komödie brauche, „so lange seine eigne Tagesgeschichte eine

ist," und beneiden die Chinesen, weil es für deren Theater „nichts Heiliges, nichts Unantastbares" gebe.

„Die unheilbare Idealitäts-Troddelose" ist an allem Unheil schuld. Doch nein, nicht unheilbar. Der Realismus oder Naturalismus [was, wie wir hören, ein und dasselbe ist] hat ja die Zukunft für sich. Die „Ritter vom Geist" werden es schon machen, aber nicht die Gutzkowschen. Die „Redattrice" vom „Volkswohl, Organ für wahre Humanität," die auf den reizenden Namen „Flora Karfiol" hört, erklärt „beherzt", Naturalismus in der Kunst sei nichts anderes, als Ehrfurcht vor der Natur, treue, gewissenhafte Erforschung der Natur, endlich Abwendung von aller konventionellen Verfälschung (o heiliger Nordau!) und künstlichen Verwischung des Wirklichen"; das wolle freilich den sogenannten Idealisten, die auf ihre lächerliche ästhetische Schablone oder sonst eine impotente Dummheit schwören, nicht in den gloriosen Kopf! Sie fordert, daß den Frauen erlaubt werde, „die nackte Wahrheit über das Drum und Dran des blutigen Kriegswesens direkt am Thort mit Wereschaginscher Rücksichtslosigkeit zu schildern." Und wen diese ausgezeichnete Dame durch ihre geistreiche Beweisführung noch nicht überzeugt haben sollte, dem setzt der bereits erwähnte junge, ebenso intelligent als energisch drein blickende Redakteur eines Kunstblattes auseinander, daß der Naturalismus längst in Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst eine Thatsache geworden sei; in der Staatskunst habe er gesiegt „durch das Genie Bismarcks" [mit oder ohne Ballet?], in der Dichtkunst „durch das Genie Balzacs, Zolas, der großen germanischen und russischen Schriftsteller nicht zu gedenken", in der Malerei „durch das Genie Adolf Menzels."

Die Zuhörerschaft des ebenso intelligent als energisch dreinblickenden Redners hat gegen die Nebeneinanderstellung von Bismarck, Balzac, Zola und Menzel umföweniger einzuwenden, als jener sich wohlweislich hütet, zu verraten, worin das Gemeinsame dieser vier Persönlichkeiten bestehe. Als er jedoch hinzusetzt, in Musik und „Musikdrama" habe der Naturalismus „durch das Genie Richard Wagners" gesiegt, erhebt sich „heller Aufruhr, Gelächter, Zwischenrufe." Der Intelligentenergische läßt sich aber nicht irremachen, er begründet den letzten Satz „ebenso wissenschaftlich wie überzeugend fast mit den eignen Worten Ernst von Wolzogens", also eines Mannes, von dem ein treuer Anhänger Wagners sagte, das Schreiben müsse ihm polizeilich verboten werden, denn er füge der heiligen Sache mehr Schaden zu als sämtliche Gegner. Unfern Lesern, unter denen viele des Glaubens sein mögen, der „Freimaurer-Zauberflöte Mozart" werde, wenn die ganze Wagnerei bereits in einem Fache der Kulturgeschichte beigelegt ist, noch in voller Jugendfrische alle empfänglichen Gemüter entzücken, würde mit einer Wiederholung der Phrasen wenig gedient sein, durch die der ja meist aus Unmusikalischen bestehenden Gemeinde immer aufs neue eingepaukt wird, was sie aus

„Rheingold“ u. s. w. herauszuhören verpflichtet ist. Nur eine Bemerkung wollen wir uns im Zusammenhange damit erlauben. M. G. Conrad macht sich (Pumpianella S. 34 ff.) die unnötige Mühe, den Maler Hoff wegen seiner Schrift gegen die „Kunstschreiber“ noch einmal abzuthun, und hebt, um die Befangenheit kritisirender Künstler zu kennzeichnen, hervor, daß Moritz Hauptmann die Tannhäuser-Duvertüre ungeschickt, lang und langweilig genannt hat, „über welche die Anerkennung und Bewunderung heute absolut einstimmig“ sei. Auch wenn dies wichtig wäre, was bekanntlich nicht der Fall ist, was würde es anders beweisen, als, was jedermann weiß, daß der Geschmack wandelbar ist? Hat nicht Spontini seinerzeit ebenso einstimmige Bewunderung genossen, und giebt es nicht Leute, die alles Ernstes behaupten, eine Symphonie von Liszt zu hören, sei ein Genuß? Ist nicht Raphael Mengs einmal über Raffael Santi gestellt worden? Wie lange ist es her, daß die ganze gebildete Welt, Künstler und Nichtkünstler, für die ganze Kunst des Mittelalters nur ein Nasenrumpfen hatte? Wenn die Herren glauben, ihr Wort über Wagner sei das letzte, könnten sie sich stark täuschen.

Natürlich wird auch für die naturalistische Schule der Maler lebhaft Partei ergriffen und dabei wieder das Kind mit dem Bade verschüttet. An berechnete Bemerkungen über die „Meinungerei“ knüpft sich die kühne Lehrmeinung: „Der Naturalist in der Malerei [also der wahre Künstler] darf nichts machen, als was er gesehen, und wie er es gesehen [hat]; er darf bei der bildlichen Widergabe nicht komponiren und gruppiren im Sinne eines szenischen Arrangements u. s. w.“ Mithin hätten die Transfiguration, die Assunta, die Schöpfung in der Sixtina, die Bilder des Todes in Pisa und Tausende von andern Kunstwerken niemals geschaffen werden dürfen, sind alle Erzeugnisse der „Idealitäts-Troddelose“; und selbst Rembrandts Ganymed ist nicht zu retten, denn der Maler hat schwerlich gesehen, wie ein Adler einen Bauerjungen durch die Lüfte trägt. Zwei Seiten früher ist ganz richtig gesagt, daß die großen Meister des Mittelalters und der Renaissance „mit Unbefangenheit“ das Erdenwallen Christi in ihre eigne Zeit zu versetzen pflegten. Da sitzt der Haken! Nicht in Unbefangenheit, sondern reflektirend gehen die heutigen Naturalisten zu Werke, und es fällt ihnen nicht ein, bei der Kreuzigung Christi den Henker oder bei der Geburt die heiligen drei Könige darzustellen, wie sie solche Personen gesehen haben könnten. Das Bestreben, der Naturwahrheit näher zu kommen, künstliche oder unmögliche Beleuchtungen zu vermeiden u. s. w. steht auf einem ganz andern Blatte. Wahrscheinlichkeit ist immer gefordert worden, aber wenn der Künstler sich begnügen wollte, nur mit dem Photographen zu wetteifern, würde er von diesem bald überflüssig gemacht werden.

Vergleichen Sprünge haben indessen wenig auf sich. Die Kunst gehört zu den Bedürfnissen des Menschen und wird schließlich immer wieder alle sie

in ihrer Freiheit beschränkenden Schulregeln in den Winkel werfen. Eines aber sollte Conrad, von dem wir gern glauben, daß er es ehrlich meint, klar machen: daß er, der so übel auf die Philister zu sprechen ist, mit seinen politischen und sozialpolitischen Reden nur Wasser auf die Mühle des gefährlichsten Philistertums liefert, nämlich der Philister, die nie die Hand, sondern nur den Mund rühren, die bequem und vorsichtig da, wo sie handeln könnten und sollten, nichts thun, sich aber erstaunlich weise und fortgeschritten und freisinnig dünken, wenn sie von oben herab urteilen über alles, was sie nicht verstehen. Wir brauchen „die junge Kraft, das junge Vertrauen“ gewiß; „greisenhaft“ ist das Nörgeln, das Aus säen des Mißtrauens in die eigne Kraft und in das ehrliche Streben in der Nation. Oder sollte er sich eben solche Leser wünschen und nur manchmal aus der Rolle fallen? Der Zusatz auf dem einen Titelblatt „für geistreiche Leute, welche abseits gehen“ könnte auf die Vermutung bringen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Geheimmittelschwindel. Von dem Gesundheitsrate der Stadt Karlsruhe geht uns folgendes zu:

In Nr. 8 der Grenzboten (21. Februar 1889) findet sich ein Aufsatz über Geheimmittel, auf dessen Inhalt im einzelnen einzugehen nicht in unserer Absicht liegt. Es wird aber in Betreff der Homerianapflanze eine Entscheidung des Ortsgesundheitsamtes zu Karlsruhe angeführt, die derartig mit den Feststellungen anderer Behörden an jener Stelle zusammengehalten wird, daß sie dem Laien als irrig erscheinen muß. Es heißt in dem Aufsatz Seite 355 wörtlich: „So erklärt der Obergesundheitsrat zu Karlsruhe die Pflanze Homeriana für den bei uns heimischen Vogelnöterich (*Polygonum aviculare*), vor den Gerichten zu Duisburg, Düsseldorf und Hildesheim wurde aber nachgewiesen, daß die Homeriana wirklich aus Rußland eingeführt wurde.“ So wie sich der Verfasser in dem angeführten Satze ausdrückt, muß der Laie annehmen, daß sich das Urteil des Karlsruher Ortsgesundheitsrates durch die Ermittlungen der genannten Gerichte als falsch erwiesen habe. Der Verfasser scheint anzunehmen, daß die politischen Landesgrenzen zu gleicher Zeit auch für das Vorkommen und den Verbreitungsbezirk einer Pflanze maßgebend seien, sonst würde er keinen so unmöglichen Gegensatz in seine Worte gelegt haben. Daß die Pflanze thatsächlich aus Rußland eingeführt sei, wurde gar nicht in Zweifel gezogen, widerstreitet aber aber durchaus nicht der Annahme, daß es sich um den Vogelnöterich handle. Der Vogelnöterich gehört zu den sogenannten ubiquitären Pflanzen, die nicht nur in allen Weltteilen, sondern auch fast auf allen mit Pflanzenwuchs bedeckten Inseln vorkommt.